# Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie

mit besonderer Berücksichtigung
der Gesetzgebungsfragen

---

Herausgegeben von


Dr. iur. Josef Kohler

o. ö. Professor an der Universität Berlin, Geh. Justizrat, Auswärtigem Mitgliede des Königl. Instituts voor de Taal-Land-en Volkenkunde van Nederlandsch Indië, Korrespondierendem Delegierten der Société Académique Indo-Chinoise zu Paris, Korrespondierendem Mitglied der Société de Législation comparée in Paris und der Genootschap van kunsten en wetenschappen in Batavia, Korrespondierendes Mitglied der Akademie der Wissenschaften des Institutes von Bologna, Ehrenmitglied des Instituto di Storia del Diritto Romano an der Universität Catania, Ehrenmitglied der griechischen philologischen Gesellschaft in Konstantinopel, Mitglied der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde in Köln, LL.D. der Universität Chicago, Auswärtiges Mitglied der Utrechter Genossenschaften für Künste und Wissenschaft

und

Dr. iur. Fritz Berolzheimer

BERLIN


---


**Band I**

**1907/1908**

---

VERLAGSBUCHHANDLUNG DR. WALTHER ROTHSCHILD
BERLIN UND LEIPZIG.

# II. Wirtschaftsphilosophie.

## Sinn und Wert einer Wirtschaftsphilosophie

von

**Dr. Ferdinand Tönnies, Eutin.**

Die Klassifikation der Wissenschaften ist bekanntlich eine schwierige und umstrittene Aufgabe; die Versuche, sie zu lösen, haben bisher keine allgemeine Geltung erlangt. Noch schwerer aber ist es, die Stellung der Philosophie innerhalb oder ausserhalb der Wissenschaften zu bestimmen: das Verhältnis der philosophischen Disziplinen — oder philosophischen Wissenschaften? — zu anderen (oder schlechthin zu den?) Wissenschaften und die verschiedenen Aufgaben der einen und der anderen in bezug auf denselben Gegenstand darzustellen.

Philosophie — das ist eine Tatsache — wirkt, gleich anderen Schönen und Majestäten, immer wieder bald anziehend bald abstossend, zuletzt aber doch anziehend auf die Freier und Freien, die in ihre Nähe kommen; und dazu gehören fast alle, die irgend einem einzelnen „Fach" ihre Kräfte widmen. Viele freilich, wohl die meisten, scheuen und meiden sie, ja fliehen vor ihr; sie reden übel von ihr, wenn sie sie kennen, oft auch ohne sie zu kennen; wenigstens scheint eine geringe Kenntnis zu genügen, um ihrer zu spotten und sie mit Verachtung zu behandeln. Sogar ein Philosoph von Beruf klagte noch vor einigen Jahren, es sei, als ob schon ihr Name die Philosophen dränge, sich überall einzumischen, wie wenn es ohne sie nicht ginge, und — was noch wunderbarer sei — sich sogar dem Wahne hinzugeben, als seien sie mit ihren ungerufenen Ratschlägen und Weisungen überall willkommen.

Dagegen aber erleben wir immer auf's neue, dass ausgezeichnete Forscher der verschiedensten Gebiete, nachdem sie lange in diesen Spezialgebieten gearbeitet haben, sich der Philosophie mit Leidenschaft hingeben, dass sie, unbefriedigt von dem gewohnheitsmässigen Betriebe ihrer Wissenschaft, in der Philosophie eine Grundlegung, also die Anfänge und Prinzipien, die Voraussetzungen suchen, von denen aus sie diesen ganzen Betrieb reformieren und vertiefen wollen. Des öfteren ist uns in diesen letzten Jahrzehnten begegnet, dass solche Gelehrte mit starkem Bedauern sich darüber ausgesprochen haben, wie in ihrer Jugend das Studium der Philosophie vernachlässigt worden und ihnen fremd geblieben sei — ich nenne unter den hervorragenden Juristen Jhering, unter ebensolchen Nationalökonomen Adolph Wagner — oder dass sie zur Philosophie, der sie in ihrer Jugend mit Fleiss sich hingegeben hatten, nach weiten und tiefen Forschungen historischen Charakters, mit dem Bekenntnis sich zurückwenden, das allgemeine ihrer Wissenschaft müsse „einen soziologischen, ethischen, philosophischen Hintergrund" haben; so wiederum ein Führer gegenwärtiger Nationalökonomie, G. Schmoller, den man sonst in einen gewissen Gegensatz zu Wagner zu stellen pflegt. Aber dies kann man fast schon als die angenommene geltende Ansicht betrachten, so wenig auch tatsächlich die meisten Nationalökonomen mit philosophisch-soziologischen Gedanken und Studien sich befassen mögen.

Als Lehre von der praktischen Einrichtung eines städtischen, oder fürstlichen, dann überhaupt eines öffentlichen Haushalts ist die „politische Ökonomie" entstanden und hat lange die Spuren dieser Entstehung an ihrem Leibe getragen. Fast unmerklich wurde daraus das Problem, wie eine „Nation" am besten reich werden könne. Auch dies Problem wurde zunächst als ein praktisches verstanden. Ganz offenbar und unzweifelhaft schien es ja, dass die Angehörigen einer Nation reich zu sein und zu werden wünschen, dass es also sehr wichtig für sie sei zu lernen auf welchem Wege man es wird; d. h. nicht ein einzelner Arbeiter oder Geschäftsmann,

sondern alle zusammen, die Gesamtheit der in mannigfacher, geteilter Arbeit Zusammenwirkenden — und das kam dann notwendigerweise auf die Frage zurück, durch welche gemeinsame Handlungen, welche Gesetze, also durch welche Politik eine Nation es werde. Nun ist dies sicherlich, auch rein theoretisch betrachtet, eine interessante Untersuchung. Man sieht, dass in einigen Ländern grosser, sich rasch und stark vermehrender Reichtum vorhanden ist, in andern von allem das Gegenteil oder doch alles weniger. Nahe genug liegt es zu erforschen, durch welche Ursachen die eine und die andere Erscheinung bewirkt werde. Dabei kann es, ja muss es zunächst ausserhalb der Erwägung bleiben, ob das Volk des einen Landes auch glücklicher sei als das des andern? allgemein gedacht, ob überhaupt Reichtum unbedingt, oder innerhalb welcher Grenzen, die Menschen glücklich mache? und wenn glücklich, ob auch tüchtig, tugendhaft und stark? ob er etwa nur unmittelbar zu ihrem Genusse und Vergnügen, auf die Dauer aber zu ihrem Verderben gereiche? also in Wirklichkeit andere Folgen habe, als im Scheine? Ob etwa in bezug auf solche Wirkungen ein Unterschied zwischen natürlichem Reichtum an Bodenprodukten und dem künstlichen Reichtum an beliebigen Gütern und Waren, der durch Geldreichtum repräsentiert wird, sich behaupten lasse? —

Alle diese Fragen wird der Nationalökonom, um seine Aufgabe gleichsam sauber zu präparieren, besser beiseite schieben, er kann sich daran halten, dass tatsächlich in gegenwärtiger Zeit, und seit lange, ein Kämpfen und Ringen sich beobachten lässt zwischen Nationen und ihren Teilen, zwischen Städten und Städten, zwischen Stadt und Land, aber noch mehr zwischen verschiedenen Ständen und Schichten eines Volkes, zwischen den Klassen einer Gesellschaft: Kämpfen und Ringen um Reichtum schlechthin, um wirtschaftlichen Vorteil und Handelsgewinn, aber auch, und zwar für die grosse Menge, um die Mittel der baren Existenz, ums tägliche Brot. Der Nationalökonom kann in der Tat nicht an dem Probleme vorbeigehen, wie innerhalb einer Nation oder anderen Gesamtheit

die Masse der Güter, oder (nach Adam Smiths Ausdruck) das „Jahresprodukt" verteilt werde; und als Volkswirtschafts-Politiker muss er erwägen, ob und wiefern es nützlich oder sogar geboten sei, dass der Gesetzgeber auf diese Verteilung verändernd, bestimmend einwirke — nützlich in ökonomischer Hinsicht, d. h. es knüpft sich daran die theoretische Untersuchung, wie solche Versuche, in den Prozess der Verteilung einzugreifen, auf Produktion und Handel zurückwirken, ob sie dem allgemeinen Wohlstande günstig oder ungünstig sind, und wenn ungünstig, ob sie dadurch etwa auch indirekt zu Ungunsten der Volksteile ausschlagen, auf deren Nutzen sie berechnet sind? — Auch hier kann der Nationalökonom der Frage nach der Gerechtigkeit solcher Massnahmen, z. B. einer bestimmten Steuerpolitik, sich füglich entziehen, und es wird vielleicht seinen Zwecken dienen, dass er sich solchen Fragen entziehe.

Der Philosoph, der das wirtschaftliche Leben zum Gegenstande seiner Betrachtungen macht, kann allen solchen Fragen nicht ausweichen. Ihm liegt gerade daran, das wirtschaftliche Leben in allen seinen Zusammenhängen zu erkennen und es einzugliedern in das Ganze des Kosmos, daher zunächst es als eine Art des menschlichen Lebens, und zwar vorzugsweise des menschlichen Zusammenlebens, zu begreifen, wie es gefördert und gehemmt wird, einerseits durch Bedingungen der Natur, andererseits durch solche der Kultur, d. h. durch Institutionen, Sitten, Gesetze, Religionen, Wissenschaften, Künste, durch technische Neuerungen und Entlehnungen, durch Kriege und Eroberungen, durch Klassen- und Parteikämpfe, durch den Streit der Meinungen und Ideen. So ist auch das Streben nach Bereicherung, das der Nationalökonom als Voraussetzung nimmt, dem Philosophen selber ein Problem. Er findet, dass es sehr verschiedene Stärke hat bei verschiedenen Völkern und Volksteilen, zu verschiedenen Zeiten, unter verschiedenen Lebensbedingungen. Immer wird es teils gefördert, teils gehemmt, durch andere Gefühle und Leidenschaften des Individuums, mehr aber noch durch den herrschenden Geist

und Willen der sozialen Verbände, und durch den „Zeitgeist", wie er in Sitten und Religionsanschauungen, in Gesetzen und öffentlichen Meinungen niederschlägt.

Ist denn aber dies nicht eine sozial-wissenschaftliche Forschung? Soll sie der Philosophie eigentümlich angehören? — Philosophie und Wissenschaft unterscheiden sich, wie ich ihr Verhältnis auffasse, nicht sowohl durch ihre Gegenstände als vielmehr durch ihre Richtung und Tendenz. Wissenschaft hat die Tendenz zur Spezialisierung, daher auch zur isolierenden Abstraktion, und sie hat in beiden, durch beide, ihre grössten Erfolge: möge sie einen Tatbestand in seinen geheimsten Details beleuchten und die Ursprünge und Ausgänge dieser (die man unter Umständen Ursachen und Wirkungen nennt) beschreiben, oder aber aus gewissen Voraussetzungen die Folgen logisch ableiten, um aus einer irrealen Konstruktion den Massstab für die Wirklichkeit zu gewinnen. — Philosophie hat im Gegenteil die Tendenz zur Generalisierung — ihr Motto ist der (Comtesche) Satz: „Il faut faire une spécialité des généralités" — sie strebt immer zum System, zur Gesamtheit und Einheit der Erkenntnis, der Brückenbau zwischen den Wissenschaften, über die tiefen und breiten Ströme der letzten Fragen hinweg, ist daher ihre grosse Aufgabe — der Philosoph ist der Pontifex Maximus des Wissens.

Die Volkswirtschaft hat viele Nachbargebiete — aber in ihrem ganzen Umfange grenzt sie an das Recht und an das Staatsleben; so lassen sich auch die Lehren der Volkswirtschaft von der Rechts- und Staatslehre nicht völlig trennen. Der Nationalökonom wird, zumal als Volkswirtschaftspolitiker und speziell als Sozialpolitiker, von Fall zu Fall auf die Veränderungen gestossen, die aus dem einen Gebiete in das andere übergehen — die Wechselwirkungen zwischen dem wirtschaftlichen und dem politischen Leben, die Kämpfe zwischen den gesellschaftlichen Bestrebungen und dem geltenden Recht.

Aber die Wirtschafts-Philosophie hat sich mit dem prinzipiellen Verhältnis von Wirtschaft und Recht, Wirtschaft und Politik zu befassen. Nicht anders als im Geiste

einer Philosophie — es sei denn im Geiste einer Religion, die aber dann selber als Philosophie sich darstellt — können die Fragen dieser Art in gründliche Behandlung genommen werden. Der Philosoph, der das Wesen der bürgerlichen Gesellschaft, der Familie, des Staates und anderer Gemeinwesen in Begriffen darzustellen unternimmt, ist Soziologe — die Wirtschaftsphilosophie stellt sich als eine Abteilung der Soziologie dar, gleich der Rechtsphilosophie, mit der sie innig zusammenhängt; in der Soziologie muss die Einheit der beiden gesucht werden.

Philosophie und Wissenschaft sind zwei Hände an einem Leibe. Eine Hand wäscht die andere. Um sich gegenseitig zu reinigen, müssen sie sich berühren und aneinander reiben.

Jeder theoretische Mensch — um so das, was der Wissenschafter gleich dem Philosophen ist, zu bezeichnen — ist zugleich Wisser und Denker. Aber der Wissenschafter ist seinem Namen gemäss in erster Linie „Wisser“, der Philosoph wird oft genug schlechthin als „Denker“ bezeichnet. Beide sind auch Forscher, aber es gibt ein Forschen, das mehr vom Wissen, und ein Forschen, das mehr vom Denken ausgeht. Wir wissen (einiges von dem) was ist und was gewesen ist; wir wissen ferner — wenn auch nur in beschränktem Masse, aber es ist das, was die Seele der Wissenschaft bildet — was allgemein und notwendig ist. Unser Denken bezieht sich darauf, einige solche Sätze und Gesetze kann es sogar a priori erkennen, also vor aller Erfahrung wissen. Übrigens aber ist alles Wissen und Denken an Erfahrung gebunden. Der Philosoph aber als Denker beschäftigt sich auch mit dem „Denkbaren“, dem Möglichen, also mit dem, was in einem gewissen, zuweilen bestimmbaren Masse wahrscheinlich ist. Mehr als dem Wissenschafter liegt ihm ob, an die Zukunft, die ihrem Wesen nach ungewisse, zu denken. So liegt es dem Wirtschaftsphilosophen, dem Soziologen näher als dem Nationalökonomen von Fach, mit der Zukunft der Volkswirtschaft und des sie bestimmenden Rechtes sich zu beschäftigen, eine Prognose zu stellen — und dies mit lauterem Wahrheitssinn

zu tun, auch wenn das, was er als wahrscheinlich kommend zu erkennen glaubt, von seinen eigenen Hoffnungen, seinen Lieblingsvorstellungen weit entfernt liegt, ja ihnen entgegengesetzt sein mag, das ist eine der schwersten Proben für die Reinheit und Strenge des theoretischen Bewusstseins.

Aber der praktische Philosoph hat sein Feld für sich, so gut wie der praktische Volkswirt und Politiker. Die Vollkommenheit des menschlichen Lebens, und besonders des menschlichen Zusammenlebens, in Gedanken darzustellen, hat von jeher der Freund der Weisheit, weil er die Wege weisen wollte, das Leben nach dem Gedanken zu bilden, für seine eigentümliche Aufgabe gehalten. Der Denker wird hier leicht zum Dichter, der das Wunderland Utopia, oder die Stadt, in der die Weisesten herrschen, zu schildern unternimmt. Gerade die trockene Volkswirtschaftslehre kommt mit solchen Ideen und Idealen bekanntlich in nahe Berührung; sie glaubt oft, sich dagegen wehren, die Phantasiegebilde „widerlegen“ zu sollen; und das mag mitunter nötig sein, wenn solche störend in nüchterne Erwägungen sich hineindrängen. Dann aber hat sie auch zugegeben, dass sie mit ihren eigenen praktischen Normen der Ethik, die so wesentlich mit den Vorstellungen einer allseitigen und harmonischen Vollkommenheit zu tun hat, sich unterordnen müsse. Der Philosoph aber, der ungeduldig darauf dringt, seine Ideale, zumal wenn er ihre allgemeine und notwendige Gültigkeit glaubt beweisen zu können, in die Wirklichkeit zu übertragen, wird zum politischen Revolutionär. Er kann als solcher zeitweilig eine grosse und heilsame Kraft entfalten durch die Lauterkeit seiner Motive, durch den Idealismus, der ihn beseelt. Aber Ungeduld und Ungestüm sind nicht notwendige Begleiter dieses Idealismus. Wenn der Soziologe dem Ethiker das Gegengewicht hält, so wird dieser sich hüten, seinen Postulaten zu grosse Heilkraft zuzutrauen, gegen die moralischen und sozialen Schäden, an denen die Menschheit so sichtlich leidet. Der Soziologe wird gerade als Wirtschaftsphilosoph eher in einen gewissen Fatalismus verfallen; indem er nämlich sieht, wie die Menschen,

von ihren elementaren Antrieben und Vorstellungen bewegt, miteinander und gegeneinander wirkend, einem grossen Naturprozess angehören, der einen notwendigen und gesetzmässigen Verlauf nimmt — so wird er viel lieber sich rein beschaulich und bewundernd dazu verhalten, und verzweifeln, etwas Wesentliches daran ändern zu können; er wird sich bescheiden in der Erkenntnis, dass ethische Ideen und Ideale nur äusserst wenig vermögen, so weit sie nicht blosse Ausdrücke tiefer liegender, d. h. roher Bedürfnisse und Wünsche sind; er wird die grossen Wahrheiten der „materialistischen" Ansicht der Geschichte und des sozialen Lebens anzuerkennen genötigt sein. So geraten der theoretische und der praktische Philosoph leicht in einen Konflikt mit einander und dieser Konflikt kann sich in der Seele eines und desselben Menschen abspielen. Es frägt sich, ob aus diesem Konflikt etwas Lebendiges entspringen kann, ob auch hier die Dialektik die Stelle des heraklitischen Vaters vertritt. Kann die tiefste Erkenntnis mit dem höchsten Wollen sich fruchtbar vermählen? Dass dies möglich sei, wird man wohl nicht leugnen können. Wird nämlich einmal ein Stück Teleologie in den ganzen Weltprozess hineingelegt, wird insonderheit auf das menschliche Zusammenleben die Idee einer veredelnden Entwicklung angewandt, so ist auch die Darstellung eines Zieles gerechtfertigt und es muss alsdann nicht unnützlich erscheinen, das dunkel vorschwebende ein wenig heller und deutlicher zu machen, d. h. den Menschen die Augen dafür zu öffnen, wenn auch die Versuche, dies zu tun, nur bei sehr wenigen Menschen gelingen mögen.

---